Verner II

JÜRGEN UDOLPH

# NOCHMALS VERNERS GESETZ IM HEUTIGEN DEUTSCH

Mein in dieser Zeitschrift erschienener Beitrag „VERNERS Gesetz im heutigen Deutsch“[1] hat zu zahlreichen Reaktionen, zumeist brieflicher Art, geführt, daneben aber auch zu der kritischen Einschätzung W. MAŃCZAKS in dieser Zeitschrift[2], die mir die Redaktion freundlicherweise schon vor deren Veröffentlichung zuschickte und die ich unter Einbeziehung weiterer, bisher nicht publizierter Stellungnahmen im folgenden kommentieren möchte[3].

Meine Vermutung, die von K. HENTRICH geplante Grammatik der nordwestthüringischen Mundart des Eichsfeldes sei nicht erschienen, ist in dieser Form nicht korrekt. Zum einen sind Teildrucke dieser Arbeit erschienen[4], bedeutsamer aber ist die Tatsache, daß D. STELLMACHER (Göttingen) eine maschinenschriftliche Fassung mit dem Titel „Grammatik der nordwestthüringischen Mundart des Eichsfeldes“ in der Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur des Seminars für Deutsche Philologie der Universität Göttingen ausfindig machen konnte und mir dankenswerterweise zur Verfügung stellte. Sie enthält einige beachtenswerte Hinweise für unser Problem. So schreibt HENTRICH auf S. 195 nach Vorstellung der schon bekannten Fälle, in denen intervokalisches *ss* in Fremdwörtern zu *z* geworden ist (*plezűrn, šózè* usw.): „Dies Gesetz unserer Mundart ... gilt nicht nur für das Fremdwort, sondern auch für das bodenständige, z. B. mhd. *mázalter* > *maʒáldᵚ*. Die Erklärung sehe ich z. T. gegeben durch die der Ma. eigentümliche Silbentrennung, die die Pause vor das *s* legte und dieses so gewissermaßen anlautend sein ließ; anlautendes *s* der Ma. ist aber *ʒ*. Dann möchte ich an den Grundsatz des Vernerschen Gesetzes denken: stimmloser Reibelaut vor betontem Vokal wird stimmhaft“. Über das in meinem ersten Beitrag Gesagte hinaus geht HENTRICH an gleicher Stelle mit einer weiteren Bemerkung: „Die gleiche Tendenz der Ma. sehe ich in dem Stimmhaftwerden des vortonigen Konsonanten in *mɒžírə* (meist *mɒšírə*) marschieren, *mɒdéŋk* (frz. matin) m. Art Havelock, *ɒrχədékt* m. Architekt, *šwúlədét* f. Schwulität, *rewínsχᵑ̊, rɒwúnʒl̥* (mlat. rapuncium) Rapunzel. Die Erscheinung scheint mir, durch den Einfluß der Schule, zurückzugehen“.

In seinem Beitrag weist W. MAŃCZAK auf Erscheinungen im Slavischen hin, die als Parallelen zu VERNERS Gesetz gelten könnten, aber nicht so bezeichnet werden. So laute die Aussprache der meisten Polen statt *nos ojca* „Name des Vaters“ *noz ojca*, ähnliches gelte im Slovakischen, und niemand habe behauptet, „Die Regel gelte auch für das Slavische“[5]. Auf entsprechende Erscheinungen des Slavischen hatte schon W. VONDRÁK[6] aufmerksam gemacht. Die Bedingungen im Slavischen sind mit denen im Germanischen und Deutschen aber nicht zu vergleichen, vor allem was die Wirkung des Akzentes betrifft. So scheitert auch der Versuch, im Rahmen eines „Donau-Sprachbundes“ Gemeinsamkeiten zwischen den

[1] ZDL 56 (1989), 156–170.

[2] W. MAŃCZAK: VERNERS Regel im heutigen Deutsch?, ZDL 57 (1990), 310–312.

[3] Der Redaktion der ZDL, vor allem R. FREUDENBERG (Marburg/Lahn), bin ich für Hinweise und Korrekturen einer ersten Ausarbeitung dieser Replik sehr dankbar.

[4] K. HENTRICH: Dialektgeographie des thüringischen Eichsfeldes und seiner Nachbargebiete. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten 15 (1920), 133–164; DERS.: Die Vokale der Mundart von Leinefelde. Halle/Saale (Diss. Greifswald) (Freundlicher Hinweis von P. WIESINGER (Wien)).

[5] ZDL 57 (1990), 311.

[6] W. VONDRÁK: Vergleichende slavische Grammatik. Bd. 1. Göttingen 1924. S. 481.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LVII. Jahrgang, Heft 3 (1990)
© Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart

Intonationsverhältnissen von Teilen des Slavischen mit denjenigen des Deutschen herauszuarbeiten[7].

Die von mir skizzierte Sonorisierung vor dem Akzent greift inzwischen immer weiter um sich. Christiane de Bary (Frankfurt am Main), die mit ihrem Leserbrief in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung den Anstoß zu meinem Beitrag gab, bemerkt dazu ergänzend, daß die stimmhafte Realisierung bei dem Wort *passieren* unter ihren Schülern fast schon häufiger als die stimmlose Aussprache ist[8].

Auf eine andere, u. U. damit zusammenhängende Erscheinung macht G. Müller-Schwefe (Tübingen) in einem Leserbrief an die FAZ aufmerksam. Unter der Überschrift „Falsche Betonung" schreibt er: „Nachrichtensprecher und Ansager sowie Reporter in Funk und Fernsehen geben immer mehr der Neigung nach, völlig unbegründet die erste Silbe eines Wortes zu betonen ... seit geraumer Zeit hört man *átomar, démokratisch, dírekt, génerell, ínternational* und so weiter ... Die Sprachpfleger der Gesellschaft für Deutsche Sprache in Wiesbaden könnten sich ein großes Verdienst um die deutsche Aussprache erwerben, wenn sie sich direkt an die Redaktionen der Funk- und Fernsehanstalten wenden würden und um Abstellung des Mißstandes ersuchten"[9].

Der Sprachwissenschaftler muß demgegenüber betonen, daß es sich um eine Entwicklung handelt, die in den deutschen Dialekten schon länger beobachtet wurde. Ich verweise in aller Kürze auf die Ausführungen von V. M. Schirmunski, der im Zusammenhang mit Beispielen wie dt. *Keller* – lat. *cellarium*, dt. *Fenster* – lat. *fenestra* folgert: „In Lehnwörtern ist die Verlagerung des Akzents auf die erste Silbe ... eines der kennzeichnendsten Merkmale der lautlichen 'Eindeutschung'"[10]. Für das Eichsfeld findet sich bei K. Hentrich[11] mit Hinweis auf zahlreiche Beispiele ganz entsprechend der Satz: „In nicht bodenständigen Wörtern ist häufig der germanische Akzent anstelle des fremden eingetreten". Auf weitere Beispiele aus der deutschen Umgangssprache (z. B. *Ópposition, Kóalition, 'masa:kə'* „Massaker") haben mich Christiane de Bary (Frankfurt am Main) und J. Filliés (Wiesbaden) hingewiesen[12].

Sowohl das Beispiel *'masa:kə* wie auch das aus dem Französischen entlehnte elsäss. *búšur* „Bonjour"[13] führen im Zusammenhang mit K. Hentrichs Meinung zu dem Gedanken, ob die mit dem Vernerschen Gesetz zusammenhängende Frage des indogermanischen Akzents und seiner Festlegung auf die Stammsilbe im Germanischen auch hier wieder eine Parallele im Neuhochdeutschen hat. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wirkt die Verlegung des Akzents auf die Anfangssilbe der Sonorisierung entgegen[14], so daß an einen Zusammenhang beider Erscheinungen gedacht werden kann.

Was die Verhältnisse im Englischen anlangt, so bin ich H. Penzl (Berkeley) für wichtige Hinweise Dank schuldig[15], denn ich habe eine Diskussion zwischen O. Jespersen und B. Trnka zur Frage des Vernerschen Gesetzes im Englischen übersehen. Ich will die Stationen dieser Auseinandersetzung in Kürze umreißen, da ähnlich wie jetzt W. Mańczak B.

[7] Zu den Einzelheiten s. I. Futaký u. a., Finnisch-Ugrische Mitteilungen 2 (1978), 182 f. und 184.

[8] Brieflich vom 26. 11. 1989.

[9] FAZ vom 12. 6. 1989.

[10] V. M. Schirmunski: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962. S. 156 f.

[11] K. Hentrich: Grammatik der nordwestthüringischen Mundart des Eichsfeldes. Manuskript Göttingen (vgl. oben), S. 14.

[12] Brieflich vom 26. 11. bzw. 13. 11. 1989.

[13] V. M. Schirmunski (s. Fußn. 10), S. 157.

[14] Diesen Gedanken erwägt auch Christiane de Bary (Frankfurt am Main) brieflich vom 26. 11. 1989.

[15] Brieflich vom 1. 12. 1989.

Trnka (den W. Mańczak aber in seinem Beitrag nicht erwähnt) die Annahme, Verners Gesetz gelte im Englischen weiterhin, ablehnt. Dezidiert hat W. Mańczak geäußert: „Der wesentliche Unterschied zwischen der Vernerschen Regel und dem, was Jespersen falsch 'Verner's Law in English' nennt, besteht darin, daß Verners Regel ursprünglich ausnahmslos war, während 'Verner's Law in English' kein regelmäßiger Lautwandel ist"[16].

Ausgangspunkt war die These O. Jespersens, daß sich im modernen Englisch Tendenzen finden ließen, die im Sinne von Verners Gesetz interpretiert werden können. Schon 1891 hatte er in einem Teil seiner dänischen Dissertation dazu Stellung genommen; eine leicht modifizierte Fassung dieses Beitrags erschien 1933[17].

Dazu hat später B. Trnka Stellung genommen und O. Jespersens These kritisiert[18]. Daraus sei der m. E. entscheidende Passus hier wiedergegeben: „In cases like ... *dessert* ... *pos(s)sess* ... the change s > z may be explained through the association of voice with the following stressed vowel in words in which the morphemic juncture was not evident from the meaning of the whole word. If the alternation of the initial stem syllable occurred only with the support of stress, it is evident that this association has nothing in common with Verner's law"[19].

Auf diese Kritik antwortete O. Jespersen mit dem Aufsatz „Voicing of Spirants in English"[20]. Er vermochte B. Trnka aber nicht zu überzeugen, der seine Bedenken in einem weiteren Beitrag wiederholte[21]. Als Argument führt B. Trnka gegen O. Jespersens Thesen u. a. an: „If Verner's Law had really operated in Modern English, as Jespersen holds, we could expect that all English spirants should have been sounded after weak vowels. This is evidently not the case, ..."[22].

Die Auseinandersetzung kann man wie folgt zusammenfassen[23]: Jespersen wollte offensichtlich das Phonemprinzip nicht anerkennen. Trnka wies darauf hin, daß Distributionswandlungen von /s/ und /z/ nicht dasselbe sind wie eine Phonemspaltung, idg. */s/ > urgerm. */s/ und */z/ (zu west-germ. */r/). Im Englischen waren seit mittelengl. Zeit /s/ und /z/ Phoneme, altengl. gab es nur ein /s/-Allophon. Aber die von Jespersen beschriebenen Vorgänge wie z. B. unakzentuiertes *s* in *is, his, has* zu [z] und dgl. traten erst im 16. Jh. ein, als /s/ und /z/ längst kontrastierende Phoneme waren.

Nach W. Mańczak ist der von mir angeführte Fall „*Alexander* [alɛgzandɒ] mit der Vernerschen Regel ... unvereinbar, weil der von Verner entdeckte Lautwandel nur in intersonantischer Stellung stattfand"[24]. Nach meiner Überzeugung ist es sehr fraglich, ob */ks/* in *Alexander* monophonematisch aufzufassen ist. So zeigt /ks/ gerade in der Wortfuge Tenden-

[16] W. Mańczak, in ZDL 57 (1990), 311.

[17] O. Jespersen: Voiced and voiceless fricatives in English. In: O. Jespersen: Linguistica. Copenhagen 1933. S. 346–383.

[18] B. Trnka: Can Verner's Law be applied to Modern English? In: B. Trnka: Selected Papers in Structural Linguistics. Berlin usw. 1982. S. 210–218 (Übersetzung des tschechischen Originals aus: Časopis pro moderní filologii 21 (1934/1935), 154–161).

[19] Ebda., S. 216f. Vgl. auch ders.: On the Phonological Development of Spirants in English. In: Proceedings of the Second International Congress of Phonetic Sciences. Cambridge 1936. S. 60–64.

[20] In: English Studies 19 (1937), 69–71.

[21] B. Trnka: The Phonemic Development of Spirants in English. In: English Studies 20 (1938), 26–31; in leicht überarbeiteter Form wieder nachgedruckt in: B.Trnka: Selected Papers (s. Fußn. 18), S. 224–231.

[22] B. Trnka (s. Fußn. 18), S. 225.

[23] Ich folge im wesentlichen Ausführungen von H. Penzl (brieflich vom 1.12.1989), für die ich besonders dankbar bin.

[24] ZDL 57 (1990), 311.

zen, die dagegen sprechen, vgl. *Druckskala* ['druk-ska:la] > ['druks-ka:la][25]. Auch das Englische zeigt eine Veränderung von *ks* zu *gs*[26]. Auch ist zu beachten, daß das *k* einer ähnlichen Konsonantenverbindung in germanischer Zeit verschoben wurde: indogermanisch **kʷ* in lat. *sequi* gegenüber germanisch *χv*, z. B. in got. *saíkvan*.

W. Mańczak greift den von H. Kuhn eingebrachten Einwand gegen den immer wieder genannten Vergleich der unterschiedlichen Aussprache im Fall von *Hannover/Hannoveraner* auf: „Der Gegensatz von *Hannover* mit [f] zu *Hannoveraner* mit [v] ... hat mit der Vernerschen Regel nichts zu tun"[27]. H. Kuhn hatte argumentiert: „Die alte Form [von Hannover] mit der stimmhaften Spirans ist ... keineswegs tot. Ich habe sie in der weiten Umgebung viele hundert Male gehört"[28]. Daraus folgert W. Mańczak: „Tatsächlich sind *Hannoveraner* und *Jeveraner* mit [v] bodenständig, während *Hannover* und *Jever* mit [f] dem hochdeutschen Einfluß zuzuschreiben sind"[29]. H. Kuhns Meinung wird verschiedentlich geteilt, so z. B. auch von den Herausgebern der neuesten Auflage der Mittelhochdeutschen Grammatik H. Pauls[30].

H. Kuhn und W. Mańczak sind hier nach meiner Einschätzung einem Irrtum unterlegen. Beide beziehen sich auf die „weite Umgebung" bzw. „hochdeutschen Einfluß". In Hannover und der näheren Umgebung gilt der Wechsel zwischen *Han'o:fɒ* und *Hanovə'ʏa:nɒ*. Daß auch die Formen *Han'o:vɒ* und *Hanofə'ʏa:nɒ* existieren, sei unbestritten. Sie verraten aber im Einzelfall nur die Unsicherheit des jeweiligen Sprechers. In Hannover und der näheren Umgebung gelten sie meines Wissens nicht.

An weiteren Erscheinungen der Sonorisierung vor Akzent habe ich notiert: *kɔmi'za:ɐ̯* „Kommissar" und [azɛr'va:tən...] „Asservaten(raum)"[31].

Gelegentlich wird die „fehlerhafte" neue Aussprache bereits kritisiert. So berichtete mir meine Tochter, die eine Schule in der Nähe von Göttingen besucht, daß ihre Lehrerin einen Schüler, der von einer *Ka'zɛtə* gesprochen hatte, mit den Worten korrigierte: „Das heißt *Ka'sɛtə*".

Das wichtigste Gegenargument Mańczaks ist darin zu sehen, daß er in den von mir zusammengestellten Fällen eine Eindeutschung sieht, die darin besteht, daß in einheimischen Wörtern nicht [s], sondern [z] zwischen einem unbetonten und einem betonten Vokal vorkomme, z. B. *bes'uchen, bes'ichtigen, ges'agt*. Daß andererseits *K'asse, M'asse, Inter'esse* mit [s] realisiert werden können, liege daran, daß in einheimischen Wörtern [s] zwischen einem betonten und einem unbetonten Vokal möglich ist, vgl. *G'asse, W'asser, 'essen*.

Dazu möchte ich bemerken: Zunächst einmal ist festzuhalten, daß auch W. Mańczak der Lage des Akzents die entscheidende Bedeutung beimißt. Weiterhin stimme ich ihm zu, wenn er von „Eindeutschung" spricht. Die entscheidende Frage aber ist die, ob die Fälle *besuchen, besichtigen* usw. mit denen von *Diskussion, Ressort* usw. wirklich verglichen werden können.

Dagegen möchte ich ein Argument vorbringen, das auch Christiane de Bary angesprochen hat[32]. Bei den von W. Mańczak genannten Beispielen steht neben *besuchen* als Grund-

[25] Duden Aussprachewörterbuch. 2. Auflage. Mannheim usw. 1974. S. 66.
[26] O. Jespersen: Linguistica. Copenhagen 1933. S. 368 f.
[27] ZDL 57 (1990), 310.
[28] H. Kuhn: Hannover und der grammatische Wechsel. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 93 (1964), 13–18.
[29] ZDL 57 (1990), 311.
[30] H. Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik. 23. Auflage. Tübingen 1989. S. 123.
[31] Hinweis von J. Filliés (Wiesbaden).
[32] Brieflich vom 26. 11. 1989.

wort *suchen*, neben *besichtigen* steht *Sicht* usw., d. h. das *s* in *besuchen* und *besichtigen* wird wie im Anlaut behandelt, und bekanntlich ist im Anlaut des Deutschen nur ein stimmhaftes *s* möglich (außer in jungen Lehnwörtern, die aber auch schon dieser Tendenz zu erliegen beginnen).

Des weiteren ist zu beachten, ob die von W. Mańczak angesprochene Realisierung der Spirans auch in den deutschen Dialekten gilt. Dazu hat mir P. Wiesinger (Wien) mitgeteilt[33]: „Was Ihnen m. E. bei der Erscheinung entgangen ist, ist deren Verbreitung: Ihre Beispiele stammen fast ausschließlich aus Norddeutschland, Nordwestthüringen und dem Rheinland. Das sind alles Gegenden, in denen die inlautende Lenis *s* im Dialekt und von da auch in der hochdt. Umgangs- und Standardsprache stimmhaft als *z* gesprochen wird. Wohl nur unter dieser Bedingung kann heute das V. G. eintreten, so daß kein neues Phonem innerhalb des Lautinventars entsteht, aber eine weitere Distributionsregel eintritt. Ich habe auch in Hessen, wo ja die Konsonantenschwächung gilt und geschriebenes *s, ss, ß* artikulatorisch in die stimmlose Lenis *s* zusammenfallen, gelegentlich auch stimmhaftes *z* gehört, so daß dort die an sich stimmlose lenis /s/ fakultativ auch als [z] realisiert werden kann. Es mag daher dort das V. G. ebenfalls fakultativ begegnen. Für den bairisch-österreichischen Raum habe ich anhand meiner eigenen Aussprache den Eindruck, daß die Fortis weiterhin gilt, bzw. die Korrelation Vokallänge + Lenis bzw. Vokalkürze + Fortis bestenfalls die Schwächung des unbetonten Vokals zur Kürze mit Reduktion der Fortis zuläßt. Das V. G. könnte hier daher auch nur stimmlose Lenis [s] ergeben. Ihre Münchener Beispiele dürften daher auch nicht von gebürtigen, echten Münchnern, sondern wohl von Zugereisten stammen, die ja gerade in München sehr zahlreich sind[34]. Somit wäre stimmhaftes *z* als V. G. heute nur möglich bei grundsätzlich stimmhaftem *z* und fakultativer Stimmhaftwerdung bei allgemein stimmloser Lenis *s* im Gebiet der Konsonantenschwächung".

Zum Schwäbischen schrieb mir L. Reichardt (Altbach): Hier „sind die intervokalischen und vor Liquida stehenden *p, t, k* immer Lenes oder (in der Gemination) Halbfortes; das Vorliegen von stimmlosen und stimmhaftem *s* ist m. W. nirgends in Regeln erfaßt. Ich halte das Vernersche Gesetz für ein immer in gewissem Umfang wirksames Prinzip (Antizipation der Stimmhaftigkeit des folgenden betonten Vokals), das zeitweilig stärkere Bedeutung gehabt hat und offenbar wieder gewinnt, sozusagen für eine Verstärkung lautkombinatorischer Erscheinungen auf der prosodischen Ebene"[35].

In ähnliche Richtung geht ein Gedanke von H. Beck (Bonn): "Es gibt im Deutschen ja hochsprachliche Gegenden, in denen der Gegensatz von stimmhaft und stimmlos *s* neutralisiert ist. Die Prestigeformen sind aber die unterscheidenden und in hyperkorrekter Aussprache wird das stimmlose *s* zwischen Vokalen stimmhaft gemacht – daher *Diskuhsion*"[36].

Aus diesen Stellungnahmen geht schon hervor, daß die Situation in den deutschen Dialekten keineswegs einheitlich ist. So gibt es Bereiche, in denen /s/ auch intervokalisch stimmlos ist, und das betrifft gerade Dialekte, die dem Nordwestthüringischen (aus dem K. Hentrich frühe und sichere Belege für die Annahme von Verners Gesetz beigebracht hat) benachbart

[33] P. Wiesinger (brieflich vom 18. 12. 1989). Für die Zusage, diesen Passus hier wiedergeben zu dürfen, danke ich an dieser Stelle herzlich.

[34] Eine Nachfrage bei meinem Münchener Informanten ergab, daß sein Vater gebürtiger Münchener ist, seine Mutter aus Regensburg stammt und er selbst seit seiner Geburt in München lebt.

[35] Brieflich vom 22. 10. 1989. Auch L. Reichardt danke ich für die Genehmigung des Zitats aus seinem Brief.

[36] Brieflich vom 23. 10. 1989. H. Beck danke ich für sein Entgegenkommen, diesen Abschnitt hier wiedergeben zu dürfen.

sind. Im Hessisch-Thüringischen z. B. gilt: „*s* für mhd. *s* im Anlaut und zwischen Vokalen, z.B. *sȧ̊k* Sack, *ʂī* sehen, *mīsə* Mäuse“[37].

Ich glaube daher, daran festhalten zu können, daß sich die Sonorisierung eines *s* vor Akzent nicht nach den von W. Mańczak genannten Mustern *besuchen, besichtigen* usw. richtet, sondern daß sie allein durch die Position des Akzents bedingt ist und damit dem Vernerschen Gesetz entspricht. Ich erinnere auch an die oben angesprochene, seit der Zeit der Entlehnung aus dem Lateinischen bis zur Gegenwart wirkende Akzentverlegung auf die Anfangssilbe, die in der Gegenwart eine andere Realisierung des *s* zur Folge hat (vgl. oben S. 314 mit Fußn. 10–13).

Ein letzter Einwand von W. Mańczak betrifft die Frage, ob die von mir beigebrachten Beispiele nur bei *s* belegt werden können. Er schreibt: „Es fällt auf, daß der Verfasser, obwohl er von Spiranten redet, über 70 Wörter mit *ss* und kein Wort mit *f* oder *h* erwähnt hat. Die Erklärung ist sehr einfach: in einheimischen Wörtern ist *f* oder *h* zwischen einem unbetonten und einem betonten Vokal möglich, vgl. *befahren, gehört*“[38].

Ich möchte bezweifeln, daß *h* im Deutschen als Spirans zu betrachten ist. K. Kohler bemerkt dazu[39]: „/h/ ist dadurch ausgezeichnet, daß es als einziges Konsonantenphonem morphemintern in keine Konsonantengruppierungen eintritt; es bildet daher eine eigene Klasse ...“.

Falsch ist Mańczaks Behauptung, ich hätte kein Wort mit *f* genannt. Man vergleiche aus meinem Beitrag *deven'zi:f, tiwe'räns, hiew up, 'je:fɒ/jevə'ra:nɒ, töiw en beten.* Die Beispiele sind nicht so zahlreich wie bei *s*, zeigen aber dennoch, daß auch *f* von der neuen Tendenz erfaßt worden ist.

Meine Argumente, die mich veranlassen, weiterhin von „Verners Gesetz im heutigen Deutsch“ zu sprechen, sind im wesentlichen folgende: 1. Die Position des Akzentes ist das auslösende Moment. 2. Das zeigt sich im Vergleich zu der Tendenz, die Betonung auf die Anfangssilbe eines Wortes zu legen (beginnend bei dt. *Fenster* gegenüber lat. *fenestra* bis hin zu *átomar*). 3. Die zu beobachtende Sonorisierung vor dem Akzent findet sich auch in Dialekten, die in den von Mańczak genannten Fällen *bes'uchen, bes'ichtigen* nicht [z], sondern [s] besitzen.

Weitere Beobachtungen sind nötig. Leider konnte deutsches Dialektmaterial, von dem ich weiteren Aufschluß für die hier in Rede stehende Frage erwarte, nur vereinzelt berücksichtigt werden. Ich verstehe auch diesen Beitrag mehr als Aufforderung, auf die neuen Entwicklungen in der deutschen Sprache zu achten. Denn in diesem Punkt dürfte am ehesten Einigkeit erwartet werden dürfen: die deutsche Sprache zeigt eine Veränderung, die vor unseren Augen abläuft. Wir haben die sich sicher nicht oft bietende Möglichkeit, sie in ihrem Verlauf zu beobachten. Wie dieser im einzelnen verläuft, hat der schon mehrfach zitierte K. Hentrich in seiner noch nicht publizierten „Grammatik der nordwestthüringischen Mundart des Eichsfeldes“ in seiner Einleitung skizziert: „Will man peinlich sein, so gibt es innerhalb eines Sprachgebietes ebensowenig Spracheinheit und Sprachperiode wie Sprachgrenze, sofern man darunter irgendwie Abgeschlossenes und Abschließendes versteht. Alles ist im Fluß, alles ist Übergang, Verändern, Werden. Die Einheit ist nie, der Lautwandel ist ständig, und jede Stufe, jeder Übergang ist gegenwärtiger Abschluß; sich folgende Stufen stehen nebeneinander, zwei, auch drei; Doppelentwicklungen kämpfen miteinander; und aus die-

[37] K. Hentrich in: Zeitschrift für Deutsche Mundarten 1920, S. 143.
[38] ZDL 57 (1990), 312.
[39] K. Kohler: Einführung in die Phonetik des Deutschen. Berlin 1977. S. 177.

sem individuell, familienweise vertretenen anscheinen willkürlich verschiedenen Stand setzt sich eine Entwicklung durch: der Laut ist gewandelt"[40].

Adresse des Autors: Priv.-Doz. Dr. Jürgen Udolph
Steinbreite 9
D-3405 Rosdorf 3

[40] Ich möchte an dieser Stelle nochmals allen danken, die mit ihrer Kritik zu einer Vertiefung der Problematik beigetragen haben. Besonders verbunden bin ich den Bemerkungen von H. Penzl, P. Wiesinger und W. Mańczak.

INGRID GUENTHERODT

## MUNDARTWÖRTERBUCH UND GENERATIONSWECHSEL

### Rückblick und Überlegungen nach Abschluß von Band 4 des Pfälzischen Wörterbuchs

Pfälzisches Wörterbuch. Begründet von Ernst Christmann. Bearbeitet von Julius Krämer und Rudolf Post. Unter Mitarbeit von Josef Schwing. Bd. 4: *K, L, M.* (Wiesbaden) Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1981–1986. XXVII, 1504 Sp. mit einer Grundkarte, 80 Kt. und 22 Abb.

Wie die Titeltexte vieler langjähriger, großer Wörterbuchunternehmen steht nun auch mit den Lieferungen 26 bis 33 in Band 4 des Pfälzischen Wörterbuchs (Pf. Wb.) der Titeltext zeichenhaft für die Unumgänglichkeit des Generationswechsels, der das Schicksal der Beteiligten allerdings nur äußerst verkürzt andeutet.

Die ersten drei Bände präsentierten sich nach außen mit einem einheitlich schlichten Titeltext: „Pfälzisches Wörterbuch. Begründet von Ernst Christmann. Bearbeitet von Julius Krämer." Die Lieferungen von Bd. 1 zu den Buchstaben *A, B/P* erschienen 1965 bis 1968, von Bd. 2 zu *D/T, E, F/V* von 1969 bis 1975 und von Bd. 3 zu den Buchstaben *G, H, I, J* in den Jahren 1976 bis 1980. Auf den Umschlägen der Lieferungen zu Bd. 4 wurde der Titeltext mehrfach erweitert und abgeändert. Als erstes erfolgte der Zusatz „Unter Mitarbeit von Josef Schwing". Bis Ende 1979 war Wilhelm Metzler als wissenschaftlicher Mitarbeiter von Dr. Julius Krämer bei der Vorbereitung der ersten drei Bände des Pf. Wb. maßgebend beteiligt gewesen. Seine Verdienste wurden 1968, 1975 und 1980 im Nachwort zu den Bänden 1 bis 3 von Julius Krämer mit großer Anerkennung genannt. Nachfolger von Wilhelm Metzler, einem galizisch-pfälzischen Landsmann von Julius Krämer, war nach 1979 Josef Schwing, als gebürtiger Deutsch-Ungar ein Garant, daß das Interesse für Auslandspfälzisch weiterhin lebendig bleibt. Auf den letzten Lieferungen zu Bd. 4, den Lieferungen 30 bis 33 aus den Jahren 1985 und 1986, lautet der nochmals erweiterte und veränderte Titeltext: „Pfälzisches Wörterbuch. Begründet von Ernst Christmann. Fortgeführt von Julius Krämer. Bearbeitet von Rudolf Post. Unter Mitarbeit von Josef Schwing". Ende 1981 hatte Julius Krämer nach 27 Jahren Tätigkeit als Bearbeiter des Pf.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LVII. Jahrgang, Heft 3 (1990)
© Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart